

90

# Die Scepter der Universität.

---

## Rede

zum Antritt des Rectorats

der

Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin

gehalten in der Aula

am 15. Oktober 1905

von

**Hermann Diels.**

---

Berlin 1905.

Universitäts-Buchdruckerei von Gustav Schade (Otto Francke).



Hochansehnliche Versammlung,  
Werte Amtsgenossen,  
Liebe Kommilitonen!

Wer der heutigen Feierlichkeit zum erstenmale beiwohnt, wird wohl nicht ohne Verwunderung bemerkt haben, daß eine Universität, die noch nicht hundert Jahre alt ist, und die bei ihrer Gründung auf das Moderne einen besonderen Nachdruck gelegt hat, noch immer an den alten mittelalterlichen Formen hängt, die sich soeben vor Ihren Augen vollzogen haben, die aber so gar nicht in das Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität zu passen scheinen.

In der That sehen wir, wie ein Stück nach dem anderen von den altherwürdigen Bräuchen der Universität hier wie anderwärts abbröckelt. Die feierliche Sprache Roms ist auf diesem Katheder bei den Festacten der Universität seit dem Jahre 1848 verstummt. Auch vom schwarzen Brett wie aus den Dissertationen der Nichtphilologen ist das früher übliche Latein längst verschwunden. Die Sponsio der Doctoren ist seit kurzem, wenigstens in der philosophischen Facultät, sammt der Disputation mit den Opponenten abgeschafft worden. Was einst der Nerv des Universitätslebens war, ist klanglos zum Orkus hinabgegangen. Denn nachdem mit Beginn des neuen Jahrhunderts die abgehenden Zöglinge der Oberrealschule mit denen der Gymnasien gleichgestellt, d. h. auch ohne Kenntniss der Gelehrtensprache zu ge-

lehrten Studien zugelassen waren, hatte selbstverständlich ein feierliches Gelöbniß in einer den Doctoranden unbekanntem Sprache keinen Sinn mehr. Mit dieser Form fiel auch zugleich die immer mehr zur bloßen Form herabgesunkene Disputation. Damit wurde übrigens ein Wunsch erfüllt, den unsre philosophische Facultät schon bei der Gründung der Universität vergeblich ausgesprochen hatte.

Da es sehr wohl möglich ist, daß nach einem Menschenalter einer der nunmehr ad summos in philosophia honores zugelassenen Oberrealschüler als Rector an dieser Stelle steht, und da auch wohl jetzt schon viele meiner Amtsgenossen es vorziehen würden, den verpflichtenden Amtseid in deutscher Zunge auszusprechen, so darf man annehmen, daß die jetzige Formel, deren Ursprung sich bis in die ältesten Zeiten des deutschen Universitätswesens verfolgen läßt, und der altgermanische Brauch des Stab-eides, der hier noch zur Anwendung gelangt, ebenfalls bald außer Übung kommen wird. Schon jetzt ist Herkunft und Sinn dieser Ceremonie nur noch wenigen Fachleuten geläufig. So mag es denn an der Zeit sein, ehe die alte Herrlichkeit spurlos verschwindet, in heutiger Stunde daran zu erinnern, welche Ideen unsre Altvordern mit dieser Feierlichkeit verknüpft und welche uralten religiösen Vorstellungen sich in dem Symbol der Scepter niedergeschlagen haben.

Über die letzten Stadien der historischen Entwicklung dieser Symbolik haben wir bereits vor neun Jahren an dieser Stelle aus berufenem Munde Aufschluß erhalten. Hr. Brunner legte dar, wie der Sceptereid eine Eigentümlichkeit der deutschen Universitäten sei, die sich zuerst bei der Doctorpromotion nachweisen läßt. In zahlreichen Statuten des 17. Jahrhunderts ist der mit Auflegung von zwei Fingern der rechten Hand auf die akademischen Scepter abzuleistende Eid dem Doctorandus vor-

geschrieben. So auch auf der Universität Erfurt, die bei Gelegenheit ihres 300 jährigen Jubiläums i. J. 1692 diese beiden Scepter erhielt, welche nach der 1816 erfolgten Aufhebung jener thüringischen Hochschule unserer Universität zum feierlichen Gebrauche bei der Promotion oder der Rectorvereidigung von dem Ministerium überwiesen wurden. Dieses hatte sich erboten, falls die Erfurter Scepter der Universität nicht gefielen, ihr neue verfertigen zu lassen. Aber der Senat, an der Spitze der Rector Marheineke, erwiderte dem Minister unter dem 12. März 1818, man lege gerade auf die Continuität der Insignien Gewicht. „Es schien uns“, heißt es dort, „eine Pflicht der Pietät zu sein, in der Beibehaltung der alten Scepter und ihrer ehrwürdigen, altertümlichen Form das Andenken an die Verdienste einer untergegangenen Universität zu erhalten und fortzupflanzen und dadurch zu zeigen, wie sehr der Besitz und Gebrauch solcher Insignien in alter Universitätsobservanz gegründet sei.“

So knüpft die neue Berliner Universität durch diese Kleinodien bewußt ein äußeres Band mit ihrer älteren Schwester, deren Erbschaft sie teilweise antritt, wie sie denn auch dafür sorgte, daß wenigstens Ein ehemaliges Mitglied der alten, durch die Humanisten und Luthers Studienjahre hochberühmten alma mater gleich bei der Gründung unserer Universität in den Lehrkörper eintrat. Es war Johann Joachim Bellermann, der Stifter der heute im dritten Gliede blühenden Directorendynastie am Grauen Kloster, der 1810 auch als Universitätslehrer die theologische Jugend in das Hebräische einzuführen berufen wurde.

Nicht der äußere Glanz also war es, der auf diese goldnen Scepter Wert legte. Denn den ersten Zeiten und den ersten Männern dieser Gründungsperiode lag alles, was äußere Pracht anging, fern. Die goldne Amtskette des Rectors und sein kostbarer Purpurmantel wurden erst später zugefügt, der letztere auf

besonderen Wunsch Friedrich Wilhelms IV., der gleichzeitig dem Rector wie den Professoren i. J. 1845 die jetzt übliche Amtstracht vorschrieb.

Die Scepter dagegen verdanken ihre Einführung dem dringenden Wunsche der neugegründeten Universität selbst, da sie offenbar in ihnen keine hohle Form, sondern eine bedeutsame Idee verkörpert fand. Was hat also das Scepter und der Sceptereid zu bedeuten?

Die Sitte, den Eid oder das Gelöbniß in feierlichster Form auf das Scepter oder, was gleichbedeutend ist, auf den Stab abzuliegen, ist zunächst aus dem germanischen Rechtswesen entnommen, wo uns in fränkischen wie oberdeutschen Rechtsquellen der Eid auf den Gerichtsstab entgegentritt. Wenn nun mein geehrter rechtskundiger Vorgänger diese deutsche, durch die Kreuzung der Scepter später christlich gestaltete Sitte auf die Urbedeutung des Eides zurückführt, der als bedingte Selbstverfluchung im Falle des Eidbruches oder Meineides aufzufassen sei, und wenn er weiter die Berührung des Stabes auf den Zauber bezieht, der sich nach altgermanischer Vorstellung im Stabe verberge, so sei es mir gestattet, diese wohlbegründete rechtshistorische Darlegung durch eine religionsgeschichtliche weiterzuführen und die germanischen Anfänge zum letzten Ursprunge zurückzuverfolgen, den die vergleichende Religionswissenschaft in dem Nebel der ältesten Vorzeit zu ergründen versucht.

Diese moderne Wissenschaft stellt sich zur Aufgabe, durch Vergleichung der bei civilisirten und uncivilisirten, verwandten und nichtverwandten, alten und modernen Völkern erhaltenen religiösen Bräuche und Anschauungen den eigentlichen Sinn der vielfach verblaßten und symbolisch gefaßten religiösen Urgedanken der Menschheit zu ermitteln und ihre Verbreitung, Veränderung und Vermischung durch die Jahrtausende hin zu verfolgen.

In der schriftlichen Überlieferung über die ältesten und rohesten Formen der Gottesverehrung nimmt die klassische Litteratur an Reichhaltigkeit wie an Unbefangenheit wohl den ersten Rang ein. Denn die orientalischen Quellen sind fast durchweg durch die priesterlichen Vertreter fortgeschrittener Religionsanschauungen tendenziös entstellt, während die peinliche Ritualüberlieferung der italischen Völker und der bunte Farbenschimmer der wohl poetisch, aber nur selten priesterlich-tendenziös entstellten Culte der Hellenen der Religionsgeschichte ein unerschöpfliches Material darbieten und manchen köstlichen Durchblick in die fernste Vorzeit gestatten. Denn nichts ist dauerhafter als der Cult. Was hier einmal kräftig auf die menschliche Seele gewirkt hat, das kann wohl eine Zeit lang in die Tiefe gedrückt, aber nie ganz unterdrückt werden. So finden wir selbst unter den entwickeltsten Formen religiöser Erkenntnis auch heute noch überall ein überraschend weit verbreitetes Stratum primitivster Anschauungen und Übungen, die der in die tiefste Tiefe der Volksseele dringende Forscherblick der Brüder Grimm zuerst in ihrer Bedeutung erkannt und für die wissenschaftliche Forschung nutzbar gemacht hat. Heute wird diese Forschung von Gelehrten aller Facultäten und aller Länder mit besonderem Eifer ausgeübt, und es ist erlaubt, das Ergebnis dieser gemeinsamen Thätigkeit in Bezug auf unsre Frage als ein ziemlich gesichertes hinzustellen.

Scepter ist ein durch das Latein in alle modernen Sprachen übergegangenes Lehnwort aus dem Griechischen *σκήπτρον*, das einfach Stütze, Stab bedeutet. Allein schon früh gewinnt der Stab in der Hand der Führer des Volkes eine besondere Bedeutung. Wer erinnert sich nicht beim Anblick dieser goldnen Scepter an den ersten Gesang der Ilias, wo der Apollopriester Chryses mit einem solchen goldnen Stabe im Lager der Achäer erscheint und feierlich um die Rückgabe seiner Tochter fleht? Und bald darauf,

als der Zwist zwischen Agamemnon und Achilleus entbrennt, und dieser seinen furchtbaren Racheschwur vor versammeltem Achäer-volke ausspricht, da schwört er bei dem Stab der Gemeinde, den die Herolde in den Händen tragen: ‚So wahr dieser Stab nimmer Zweige und Blätter treiben und nimmer wieder ergrünen wird, nachdem er einmal vom Stumpf im Walde abgeschnitten und Laub und Rinde mit dem Messer abgeschält sind, nie sollst Du, Agamemnon, auch wenn das Verlangen nach Achill zum Gipfel steigt, auf seine Hilfe bei den Achäern rechnen dürfen.‘

Was hier als symbolischer Ausdruck für die Unmöglichkeit eines künftigen Geschehnisses erscheint, das Wiederergrünen des abgeschälten Stabes, das wird in dem deutschen Tannhäuserliede zum wirklich sich vollziehenden Wunder, das den Schwörenden selbst überrascht. Dasselbe Motiv, das auch in der griechischen Heraklessage und der christlichen Christophoruslegende wiederkehrt, erscheint in der alttestamentlichen Erzählung von dem Stecken Aarons als göttliches Zeichen, durch das die Erwählung zum hohepriesterlichen Amte offenbart wird. Hier lebt, was in Homers humanisirter Welt nur eben schwach durchschimmert, noch deutlich fort: der Zusammenhang mit der Gottheit, die durch den wieder zum lebendigen Baume werdenden Stab ihren Willen und zugleich ihre Allmacht offenbart.

Nach diesem Glauben, der weit vor unserer geschichtlichen Zeit allgemeine Geltung gehabt haben muß, lebt und webt in dem Baume eine seine Verehrer beschützende, seine Widersacher vernichtende Gottheit, die sich auch noch in dem abgeschnittenen und toten Holze lebendig erweisen kann. Daher die in Griechenland wie in Italien bis in die späteste Zeit hinein treulichst bewahrte Form der Gottesverehrung in der Gestalt des Stammes oder Pfahles. In Gallien und Germanien, wo der Baumcult in voller Frische sich bis weit in die christliche Zeit, ja in einzelnen

Resten bis in unsere Tage erhalten hat, bezeugen noch zahlreiche Überlieferungen diesen uns so seltsam anmutenden Glauben. Das Loosorakel mit Baumzweigen war unsern germanischen Vorfahren die gewöhnlichste Art, den Willen der Gottheit zu erforschen. Das Wort ‚Loos‘ ist von derselben Wurzel abgeleitet wie das gleichbedeutende griechische *καλῆρος*. Beide bedeuten ursprünglich ‚abgebrochener Zweig‘. Aber während bei den früh rationalisirten Hellenen kaum mehr der Ursinn des Loosens gefühlt wird, sehen wir bei den Germanen des Tacitus den ursprünglichen Zusammenhang mit dem Baumculte noch ganz lebendig, da die mit Runen versehenen Stäbchen, mit denen das Loos geworfen wurde, von einem fruchttragenden Baume, d. h. einer Eiche oder einer Buche, frisch abgeschnitten sein mußten. Das sind die ‚Buchstaben‘, die dann freilich ebenfalls ihre Urbedeutung stark gewandelt haben.

In Deutschland ist die Liebe zum Walde und die dankbare Verehrung des Frucht und Schatten spendenden Baumes nie erloschen, während der Süden Europas, der einst nicht minder baumfromm war, mit dem Walde auch das Gefühl für den Wald verloren hat. Bei uns scheint in den letzten Jahrhunderten wie das Naturgefühl so auch die uralte Baumverehrung immer mehr bei Hoch und Niedrig sich zu verbreiten und innerlich an Wärme zu gewinnen. Zu Pfingsten, wenn sich die ganze Natur bräutlich schmückt, zieht auch in das ärmste Haus die Maie ein als Gruß des ergrünten Waldes und als segenbringendes Zeichen für das ganze Jahr. Und wiederum, wenn die Natur im Tode erstarrt, erscheint der Weihnachtsbaum mit seinen heiligen Lichtern als tröstendes und segnendes Symbol in finsterner Nacht. Diese durch die christliche Sitte aufgenommene und geadelte Baumverehrung war noch vor hundert Jahren nur in einzelnen Landschaften unsres Vaterlandes bekannt. Seitdem hat sie sich über ganz Deutschland und Europa, ja bis über das Meer hin verbreitet.

So dringt auch die vom deutschen Gemüte festgehaltene innige Liebe zum Walde langsam aber stetig in die entwaldeten und entgötterten Landschaften des Südens vor. Deutsches Beispiel beginnt vorbildlich zu wirken, wie die deutschen Künstler Roms den herrlichen Eichenhain von Olevano gerettet und wie eine Prinzessin unsres Kaiserhauses die Wiederbepflanzung des schönen Lykabettoshügels in Athen durch die dortigen Schulmädchen begonnen hat. Möge diese Saat in dem steinigen Boden Atticas und in der zarten Seele der Griechenkinder Wurzel schlagen!

Diese Heiligung des Waldes ist wirklich wieder in den deutschen Landen, ja selbst hier in der Steinwüste der Großstadt zu einer Art von Volksreligion geworden, der es weder an fanatischem Übereifer bei den Ungebildeten noch an dogmatischer Systematisierung bei den Gebildeten gefehlt hat. Darwins Entwicklungsgedanke hat die Grenzen der verschiedenen Naturreiche überbrückt und den Menschen mit den niedern Lebewesen wieder in eine Reihe gestellt. Der exclusive Dualismus des alten Christentums, das im Kampfe gegen die Naturverehrung des Altertums gegen die heiligen Bäume, Haine und Wälder wütete, ist durch die neuere naturwissenschaftliche Anschauung wesentlich gemildert worden. Ja man ist sogar in diesem monistischen Bestreben, soweit es nicht in Materialismus auslief, zu einem allumfassenden Panpsychismus gelangt, der zahlreiche bewußte und zahllose unbewußte Bekenner zählt. Fechners „Nana oder über das Seelenleben der Pflanzen“ sammelt jetzt, ein Menschenalter nach des Verfassers Tode, eifrige Leser und überzeugte Anhänger, ja sogar die naturfreundliche Mystik des Theophrastus Paracelsus, des Zeitgenossen Luthers, findet wieder enthusiastische Bewunderer.

Die Wissenschaft, die als Sache des Verstandes eigentlich nur fest vorgeschriebene Bahnen wandeln sollte, zeigt in Wirklichkeit doch seltsam verschlungene Wege, da neben dem Rationellen

auch das Irrationelle und Unbewußte, das auf dem Grunde der menschlichen Seele ruhende Gemüt, seinen stillen Einfluß ausübt. So begreift sich aus der jetzigen Stimmung weiter Kreise von selbst, daß die moderne, vergleichende Religionswissenschaft mit besonderem Eifer und innerem Anteil den halbverklungenen, fernen Urformen dämmernder Gottesverehrung nachspürt. Dabei ist man denn überall auf merkwürdige Überbleibsel alter Baumverehrung gestoßen, die für die Erklärung der Scepterheiligung von Wichtigkeit sind.

In Chaeronea hatte sich durch das Altertum hin eine seltsame Art des Cultus erhalten. Man verehrte dort als höchsten Gott einen hölzernen Stab, den man mit dem aus Homer bekannten erblichen Königscepter des Pelopidenhauses identificirte. Während schon in vorhomerischer Zeit die uralte Baumverehrung in Dodona wie anderswo fast überall in den allmächtigen Zeuscult übergeführt worden war, hatte sich hier in dem abgelegenen Landstädtchen Böotiens jener krasse Fetischismus der Vorzeit rein erhalten. Der Sceptergott stand das Jahr hindurch in dem Hause seines Priesters bis zu dem großen Festtag, wo die ganze Bürgerschaft dem hölzernen Gotte opferte und der Tisch, den man vor ihn stellte, von Fleisch und Backwerk sich beugte.

Was sich so vereinzelt aus undenklicher Vorzeit in civilisirte Zeiten hinübergerettet hat, das finden wir noch in voller Übung und unmittelbarstem Verständnis bei den wilden Stämmen Africas, Asiens und besonders Polynesiens. Denn diese Inselwelt ist für den Erforscher der religiösen Urformen fast ebenso reich wie die hellenische Wunderwelt. Auch die Mythologie z. B. der Maoris zeigt die größte Ähnlichkeit mit den phantasievollen Gebilden der griechischen Sage.

Die Berichte der Reisenden über die religiösen Anschauungen dieser Urvölker bestätigen nun durchaus unsre Vermutungen über

die Verbreitung jenes primitiven Baumcultes, sie bestätigen aber auch namentlich die Heiligung der Stäbe. Cook hat auf seinen Entdeckungsfahrten, die jene Stämme alle noch im unvermischten Urzustande ihrer Civilisation vorfanden, fast überall die heiligen Tabustäbe gefunden, die göttliche Verehrung genossen. Auf den Marquesasinseln war ein solcher Stab wie in Chäronea der angesehenste Gott, und die wertvollste Gabe, die ein dortiger Häuptling dem Kapitän des Missionsschiffes Duff anzubieten wußte, bestand in einem heiligen, 8 Fuß hohen Scepter. Zuweilen sind diese Stäbe am Knaufe mit Haaren oder Federn geschmückt, um die Ähnlichkeit mit dem menschlich gedachten Gotte noch deutlicher hervorzuheben.

Es ist wahrscheinlich, daß die Lappen, die nach altgermanischer Sitte an der Spitze des heiligen Speerschaftes flatterten und die persönliche Anwesenheit des Gottes Ziu im Heere bekundeten, eine ähnliche Bedeutung haben. Der Fahneneid unserer Truppen bildet somit die nächste Parallele zu dem Stabeide der Doctoren und Rectoren. Ebenso hat sich der Stab als Zeichen der amtlichen Autorität in dem auf unsern Dörfern hier und da noch bekannten Schulzenknüppel erhalten, der die Gemeindeversammlungen ansagt. Noch mehr an die polynesische Personification des heiligen Stabes erinnert der Hut auf der Stange als Hoheitszeichen, als Vertretung des Landesfürsten, während man sich auf dem Lande mit dem symbolischen Strohwisch als Bannzeichen begnügt.

Der ursprüngliche Sinn dieser Symbole und Abbréviaturen ist überall, daß der Fürst, der Richter, der Priester, der Sprecher in der Versammlung, kurz jeder, der vor dem Volke autoritativ reden und handeln muß, durch den Stab, den er faßt, an die schützende Gottheit erinnert, die ihm, dem einzelnen, schwachen Menschen, in seiner verantwortlichen Stellung nahe tritt und Kraft

verleiht. Indem also diese heiligen Stäbe, diese Scepter, von König zu König, von Geschlecht zu Geschlecht, von Universität zu Universität, von Rector zu Rector übergehen, verkörpern sie gleichsam den guten Geist, der über den einzelnen Geschlechtern und Körperschaften waltet, und indem der zeitige Rector sein Gelöbniß auf diese alten Scepter ablegt, ruft er so zu sagen den Genius der Universität zum Zeugen und Beschützer an. Er gelobt, nicht nur nach bestem subjectiven Ermessen, sondern auch im Einklang mit der Tradition seiner erlauchten Vorgänger und mit dem ganzen Geist der Universität seine Entscheidungen treffen und sein Amt führen zu wollen.

Denn jede Körperschaft besitzt nicht nur einen Körper, sondern auch einen Geist. Die Zeiten sind hoffentlich vorbei, wo es einer materialistischen Auffassung gestattet war, die juristische Person als eine subjective Fiction, die Korporation als ein bloßes Aggregat von Individuen anzusehen. Die jetzt mit Recht herrschende organische Theorie betrachtet alle Verbände, vor allem den Staat, als soziale Organismen und sieht ihr Leben als ebenso wirklich, nur unendlich viel reicher und wichtiger an als das der Individualexistenzen, die der ungeschulte Sinnenblick zunächst ins Auge faßt.

Wie nun ein unsichtbares, unbegreifliches Bildungsgesetz die Entwicklung nicht bloß der Lebewesen, sondern auch der Elementarkörper beherrscht (denn der Begriff des Organismus dringt über das Reich der Zellen tief hinab in die unorganische, aber nicht unorganisirte Natur), so ist Werden, Wachsen und Gedeihen unserer Körperschaft, der Universität, an ein geheimes Gesetz gebunden, durch das sie wie der Baum zwar Nahrung von allen Seiten, von außen und innen, von oben und unten, aufnehmen und die ganze Atmosphäre der umgebenden materiellen und geistigen Cultur auf sich wirken lassen kann, aber

nur das innerlich verarbeitet und fruchtbar gestaltet, was dem eingeborenen Lebenstrieb und dem eigenen Wesen gemäß ist.

So hat unsre Anstalt, auf den allgemeinen Universitätsgeist gestützt, die bei ihrer Gründung sehr mächtigen Tendenzen überwunden, die darauf hinausliefen, keine Universität im landläufigen Sinn, sondern eine „allgemeine Lehranstalt“ zu gründen. Sie sollte danach einerseits die reine Wissenschaft treiben wie die Akademien, andererseits das „Nützliche“ pflegen wie die technischen Schulen, sie sollte die Genies unter den deutschen Schriftstellern vereinigen und zugleich den Mittelpunkt des deutschen Buchhandels bilden.

Diese Gedanken sind Kinder der pädagogischen Utopien des 17. Jahrhunderts. Sie haben damals auf viele Eindruck gemacht und sogar eine Zeit lang den großen Kurfürsten ernstlich beschäftigt. Sie sind dann am Anfang des 19. Jahrhunderts wieder, namentlich durch den bekannten Schriftsteller Engel, vertreten worden. Sie erheben auch jetzt wieder zum Beginn des zwanzigsten ihr Haupt. Einheitsbestrebungen sind auf allen Gebieten der Cultur an der Tagesordnung. In der Politik der Imperialismus, in der Industrie die Trustbewegung, in der Wissenschaft die Association der Akademien und Congresse. So ist es nicht wunderbar, daß in zwei Aufsehen erregenden Rectoratsreden der letzten Jahre hochangesehene Vertreter der Universitäten Würzburg und Leipzig sich für die Einheitsuniversität ausgesprochen haben, die außer der alten Universität der vier Facultäten auch die technischen Hochschulen, die landwirtschaftlichen, die Handels-, Berg- und Forstakademien und die Tierarzneischulen in einem Körper umfassen soll. Für diese Vereinheitlichung des höheren Unterrichtes wird sich vermutlich die größte Universität Deutschlands in absehbarer Zeit nicht gewinnen lassen. Gerade weil die Reform des Jahres 1900 das Privilegium

des Gymnasiums beseitigt hat (ob zum Vorteil oder zum Nachteil unsrer Cultur wird die Zukunft lehren), darf nicht auch noch der Universitätsunterricht durch Aufnahme an sich vorzüglicher, aber heterogener Bildungszwecke seiner eigentlichen Aufgabe entfremdet werden. Die Vorteile allseitigerer Ausbildung, die man von jener Universaluniversität erhofft, können schon jetzt bei der neuerdings erleichterten Freizügigkeit zwischen den verschiedenen höheren Lehranstalten erreicht werden. Auch sind die größeren Universitäten selbst darauf bedacht gewesen, wo es nötig erschien, technische Hilfskräfte heranzuziehen, um dem modernen Bildungsbedürfnis nach jeder Richtung hin gerecht zu werden.

Die Nachteile aber, die der übrige Universitätsbetrieb durch eine übermäßige Verstärkung der praktischen Fächer erleiden würde, kann man schon jetzt aus der sehr schwierigen Lage ermessen, in der sich auf der technischen Hochschule die sogenannte allgemeine Abteilung befindet. Je mehr der Strom der Praktiker auf den Universalhochschulen die Oberhand gewinnen würde, um so mehr würde die wissenschaftliche, unbekümmert um den praktischen Erfolg und das praktische Bedürfnis arbeitende Forschung zurückgedrängt, und schließlich die Praxis selbst, die ja von der Wissenschaft lebt, geschädigt werden.

Die Entwicklung der Universitätsstudien hat im abgelaufenen Jahrhundert eine Spirale beschrieben. Zu Anfang stand die Allgemeinbildung durchaus im Vordergrund. In der philosophischen Facultät z. B. mußte der Doctorandus gefaßt sein, in allen Fächern geprüft zu werden. Allmählich ward mit der Specialisierung der Wissenschaften auch die Beschränkung der Studien auf ein bestimmtes, immer enger begrenztes Feld üblich. Der biologische Botaniker z. B. fühlte sich von dem systematischen durch eine weite Kluft getrennt. Es ergaben sich aus dieser

immer weiter gehenden Spaltung, die an sich ganz naturgemäß sich vollzog, doch bedenkliche Übelstände nicht nur für die Praxis, sondern auch für die Forschung selbst. Heute ist wohl die Bewegung der Wissenschaft über diesen toten Punkt hinausgekommen. Sie strebt wieder nach vielfach fruchtbarer Vereinigung der getrennten Glieder. Selbst so unendlich weit gedehnte und ins Einzelne entwickelte Gebiete wie Physik und Chemie lassen sich in der Forschung nicht mehr trennen.

Auch die studierende Jugend wird mehr und mehr von dieser nach Einheit strebenden Bewegung ergriffen. Sie fühlt, daß heutzutage neben der gründlichen Vertiefung in ein besonderes Fach, die als unerläßliche Vorbedingung jedes erfolgreichen Studiums bestehen bleibt selbst für den, der die allgemeinste Wissenschaft, die Philosophie, zu seinem Hauptstudium erwählt hat, eine weitergreifende Allgemeinbildung als Grundlage einer selbständigen Weltanschauung notwendig geworden ist. Die allgemeinen Fächer, die durch keine Studienordnung und Prüfungsvorschrift vorgeschrieben sind, finden bei uns von Jahr zu Jahr mehr Anklang. Wir können nicht wünschen, daß dieses löbliche Streben nach wirklich vollendeter akademischer Bildung auf unserer Universitas litterarum durch die Anfügung von Fachschulen mit anderem Studienbetriebe und anderen Studienzielen wieder zurückgedämmt werde.

Eine lokale Vereinigung aller dieser Bildungsanstalten ließe sich bei uns in der Hauptstadt überdies gar nicht durchführen. Schon jetzt ist der Platzmangel in unserer Universität kaum mehr erträglich. Der von Jahr zu Jahr sich steigernde Zustrom der studierenden Jugend, so ehrenvoll er für den Ruf dieser Bildungsstätte ist, läßt sich nur noch mit Mühe in die alten Ufer fassen. Wir haben daher alle Ursache, den Riesenkörper der Friedrich-Wilhelms-Universität vor unorganischen Angliederungen zu bewahren.

Nein, wir wollen der Tradition der alten Universität treu bleiben. Wir wollen den Character dieser Bildungsstätte so erhalten, wie ihn ihre edlen Gründer mit Weisheit angelegt haben. Wir wollen die Wissenschaft um ihrer selbst willen pflegen und die uns anvertraute Jugend in diesen interessellosen Wahrheitsdienst einführen wie bisher. Die Bedürfnisse des Lebens sind dabei nie zu kurz gekommen, auch der Unterricht an der Universität ist in steigendem Maße den praktischen Anforderungen des Staates und der menschlichen Gesellschaft entgegengekommen. Aber wir wollen dabei an unserm altbewährten, deutschen Idealismus festhalten. „Deutsch sein“, sagt ein deutscher Mann, Richard Wagner, „heißt, eine Sache um ihrer selbst willen betreiben.“ So wollen wir die Wissenschaft betreiben und uns dabei an den idealen Grundgedanken unserer Universität erinnern, den ein andrer deutscher Mann, Johann Gottlieb Fichte, 1811 an dieser Stelle als erster selbstgewählter Rector ausgesprochen hat. Die Universität, so lehrte er, ist dazu da, die Erkenntnis von dem in der Welt offenbarten Göttlichen zu verbreiten und das erkennende Geistesvermögen des Menschen von Stufe zu Stufe zu steigern. „Ist nun die Universität dies“, fährt er wörtlich fort, „so ist klar, daß sie die wichtigste Anstalt und das Heiligste ist, was das Menschengeschlecht besitzt. Indem die Mitteilung auf dieser Anstalt alles, was jemals Göttliches in der Menschheit herausbrach, wenigstens in seinen letzten Folgesätzen aufbewahrt und weiter gibt, lebt in ihr das eigentliche Wesen der Menschheit sein ununterbrochenes, über alle Vergänglichkeit hinweggesetztes Leben, und die Universität ist die sichtbare Darstellung der Unsterblichkeit unseres Geschlechtes, indem sie nichts wahrhaft Seiendes ersterben läßt.“

Diese stolze Sprache Fichtes wirkte damals in der tiefsten Erniedrigung des deutschen Vaterlandes wie ein zum Himmel

schlagendes Fanal. Alle guten Deutschen und nicht zum mindesten die Mitbegründer dieser Anstalt teilten seine Gesinnung. Durch diesen feurigen Idealismus fand Deutschland sich wieder und gewann seine Freiheit zurück. Durch denselben Idealismus hat es dann später seine Einheit erstrebt und errungen. Und wiederum im dritten Geschlechte hat unter der weitblickenden Führung unseres erhabenen Herrschers der mit Thatkraft verbündete Idealismus der deutschen Wissenschaft über den ganzen Erdkreis hin seine Überlegenheit siegreich zur Anerkennung gebracht.

So laßt uns denn auch fürderhin, Kommilitonen, die wir mit diesem Namen als unsere Mitstreiter begrüßen, an unserer Universität der Fahne folgen, die uns zum Siege geführt! Wir wollen zusammen hinabtauchen in die Einzelschachte der Wissenschaft bis zu den Müttern, wo das Gold der Wahrheit uns entgegenblinkt; wir wollen dann auch wieder emporsteigen auf die schöne Erde und mit weltfrohem Sinne die reiche Entfaltung irdischer Dinge und Bethätigungen überschauen, aber wir wollen über der Tiefe und der Weite unserer Studien auch nicht vergessen den Blick in die Höhe zu richten, wo sich wie der Himmel über der Erde das ideale Reich des Einen, Ewigen und Unendlichen ausspannt über alle die verwirrende und zerstreuende Mannigfaltigkeit hinieden. In dieser zugleich stolzen und demütigen Gesinnung wollen wir die goldenen Scepter des Idealismus hoch halten, in denen sich der unsterbliche Geist der deutschen Universität verkörpert!

---



